

Laudatio auf John Burnside anlässlich der Verleihung des Spycher:

Literaturpreises Leuk 2012

Von Manfred Papst

Lieber, verehrter John Burnside, sehr geehrter Thomas Hettche, geschätzte Jurymitglieder, meine Damen und Herren

Es ist mir eine Freude und Ehre, anlässlich der Verleihung des Spycher-Preises 2012 an den schottischen Lyriker und Erzähler John Burnside hier vor Ihnen sprechen zu dürfen. Die Bücher dieses eminenten Dichters haben mich beglückt und erschüttert, seit vor viereinhalb Jahren der Roman «Die Spur des Teufels» bei Knaus erschien. Inzwischen liegt mit dem Roman «In hellen Sommernächten», um den es uns heute ganz besonders geht, bereits das vierte grosse Prosawerk des Autors in der trefflichen deutschen Übersetzung von Bernd Robben vor, und bei Hanser ist eine zweisprachige Auswahlgabe von Burnsidés Gedichten erschienen.

Ich darf für jene von Ihnen, die unseren Preisträger noch nicht näher kennen, meiner Würdigung einige biografische Daten vorausschicken. John Burnside wurde 1955 im schottischen Dunfermline geboren. Er studierte am Cambridge College of Arts and Technology Englisch und europäische Sprachen und arbeitete einige Jahre als Computerprogrammierer, bevor er sich ganz aufs Schreiben verlegte. Heute lebt er mit seiner Frau und zwei Söhnen als freier Schriftsteller sowie als Dozent für Creative Writing in St. Andrews. Neben A. L. Kennedy und Ian Rankin zählt er zu den bedeutendsten Gegenwartsautoren Schottlands. Begonnen hat er als Lyriker: 1988 debütierte er mit dem Gedichtband «The Hoop», für den er mit dem Scottish Arts Council Book Award ausgezeichnet wurde; 1997 erschien mit «The Dumb House» sein erster Roman. John Burnside hat bisher ein Dutzend Gedichtbände, neun Bände mit Romanen und erzählender Prosa sowie die autobiografischen Berichte «A Lie About My Father» und «Waking Up In Toytown» veröffentlicht. Beide sind so packende wie beklemmende Bücher, das erste liegt inzwischen auch auf deutsch vor. Lassen Sie mich einen Moment bei ihm verweilen, weil unser Autor hier ungemein viel von sich selbst preisgibt und weil der Text zu den grossen Bekenntnisbüchern der Gegenwartsliteratur gehört.

Burnsidés Vater, so erfahren wir, hätte diese Biografie niemals gebilligt. Und auch der Sohn ist sich seiner Sache nicht sicher. Seine Wahrheit kann stets nur eine perspektivische sein. Deshalb sucht er seine Zuflucht in der Behauptung der Fiktionalität jeglicher Erinnerung. Doch in Gesprächen hat Burnside immer wieder klargemacht: Mehr als ein paar Namen von lebenden Personen sowie von Details, die auf sie verweisen, hat er nicht geändert. Es geht ihm um Erinnerung und Selbstvergewisserung, nicht um die Komposition einer möglichst stimmigen Geschichte. Phantasiert werden darf für einmal nicht. Die Grenzen von Burnsidés Erinnerung sind die Grenzen dieses Buchs. Er bezeichnet es denn auch ausdrücklich nicht als Roman.

«Lügen über meinen Vater» ist die Spurensuche nach einem rätselhaften, gewalttätigen Mann, der immer wieder tagelang von zu Hause verschwindet und seinen Lohn vertrinkt, so dass John Burnside's Mutter bei den Nachbarn um Nahrungsmittel betteln muss, um sich und die Kinder durchzubringen. Eines Nachts, erzählt Burnside, war er so verzweifelt und wütend, dass er seinem Vater mit einem Messer auflauerte, um ihn zu töten.

Er hat es nicht getan und stattdessen Jahrzehnte später dieses Buch geschrieben. Wir lernen den Vater des Autors als harten Brocken kennen. Er arbeitet als Handlanger auf dem Bau in einer düsteren schottischen Kleinstadt, lebt nur im Kreis seiner Saufkumpane auf, tyrannisiert seine Frau und seine beiden Kinder. Allem, was mit Bildung und feinerer Lebensart zu tun hat, steht er verständnislos, ja hasserfüllt gegenüber: Kultur ist etwas für Weichlinge. Seinem Sohn erklärt er immer wieder, dass es besser gewesen wäre, wenn er als Baby gestorben wäre und nicht seine Schwester Elizabeth. Einmal verbrennt er den Teddybären des Knaben: Man lässt kein Spielzeug herumliegen, lautet die Lektion.

Burnside's Vater verbreitet immer wieder neue Geschichten über seine Abstammung. Dass er ein Findelkind war, das bei verschiedenen Pflegeeltern aufwuchs, erfährt der Sohn erst als Erwachsener, als sein Vater schon tot ist - gestorben an seinem vierten Herzinfarkt, im Pub, auf dem Weg vom Tresen zum Zigarettenautomaten. Er war, schreibt Burnside, «ein Niemand aus Nirgendwo», der lügen musste, um überhaupt eine Existenz zu haben.

Doch nicht nur seine Vergangenheit erfindet der Vater immer wieder neu. Er gaukelt seiner Familie auch vor, dass er grosse Pläne für sie habe. Einen andern Job suchen! Nach Kanada auswandern! Doch weiter als bis nach Birmingham und schliesslich in die Stahlstadt Corby in Northamptonshire führt die Reise nicht. Burnside's Mutter stirbt resigniert mit 47 Jahren. Danach bricht die Familie vollends auseinander.

In seinen ersten Schuljahren ist John Burnside all das, was sein Vater nicht ist: ein hilfsbereiter, höflicher, unauffälliger Mensch. Er lernt gern und leicht. Wenn er es zu Hause nicht mehr aushält, flieht er durchs Fenster in den nahen Wald. Er liebt die Natur. Doch dann, mit der Pubertät, verwandelt sich sein Wesen. Er verliert jegliches Interesse an der Schule, treibt sich mit zweifelhaften Typen herum, fängt an zu trinken und Drogen zu nehmen, stürzt immer öfter ab, lässt sich treiben, wird psychotisch und muss hospitalisiert werden. In diesen Jahren des Taumels wird ihm klar, dass er seinem Vater weit ähnlicher ist, als ihm bewusst war. Und er entdeckt, dass er nicht von ihm loskommt. Jedes Mal, wenn er in den Spiegel blickt, sieht er seinen Vater. Er wiederholt exakt jene Verhaltensmuster, die er an ihm so gehasst hat. Das verunmöglicht es ihm auch, in einer unbeschwernten, erfüllenden Liebesbeziehung aufzugehen: Eine seiner wechselnden Partnerschaften endet in einem sadomasochistischen Desaster.

Es ist ein weiter und komplizierter Weg ins Freie von dort, wo Burnside hingeraten ist. Der Autor stellt ihn ausführlich dar in «Waking Up in Toytown», dem 2010 erschienenen zweiten Teil seiner Autobiografie. Hier schildert er, wie er - vorläufig und scheinbar - im Leben Fuss fasst, einen lukrativen Job in der Computerbranche findet und sich dort als «funktionierender Alkoholiker» über die Runden bringt, in einem Umfeld von Exzentrikern, in dem er einen verhältnismässig normalen Eindruck macht. Doch weiterhin wirft er alle möglichen Medikamente ein, wird gewalttätig, fühlt sich von Stimmen verfolgt, bricht wieder zusammen. Jahre verbringt er noch in der grotesken, tragikomischen Vorstadthölle Londons, bis er wirklich ein neues Leben beginnt: weit draussen auf dem Land, im schottischen Fife. Die

Literatur und eine neue Familie sind seine Rettung. Die ersten zehn Jahre lang veröffentlicht er ausschliesslich Gedichte.

Unglückliche Kindheiten sind in der Gegenwartsliteratur ein beliebtes Thema. Meist wird von Armut, Gewalt, Vernachlässigung berichtet - und davon, wie die Helden ihre Misere überwinden. Wir sind hin und her gerissen zwischen Empörung und Mitleid, und es bleibt ein wohliger Schauer: Denn wer eine schlimme Kindheit überstanden hat, der hat etwas zu erzählen - jedenfalls mehr als Leute aus behütetem Haus. So haben wir Frank McCourts zugleich witziges und abgründiges Buch «Die Asche meiner Mutter» verschlungen, aber auch etliche Erinnerungswerke minderen Ranges.

John Burnside's Bericht «Lügen über meinen Vater» ist von ganz anderer Art. Hier wartet niemand mit pittoreskem Elend und pfiffigen Lösungsstrategien auf. Hier flüchtet sich niemand in die Anekdote und den lebensrettenden Humor. Wir werden nicht mit einem Happy End verwöhnt, sondern in die Tiefen einer Katastrophe geführt. John Burnside gestaltet einen Vater-Sohn-Konflikt mit geradezu biblischer Wucht und ortet die Schuld auf beiden Seiten.

Biblische Wucht: Dieses Stichwort lässt sich auf das gesamte erzählerische Werk von John Burnside anwenden. Die Romane «Die Spur des Teufels», «Glister» und «In hellen Sommernächten» zeigen ihn als meisterhaften Erzähler, der sich die Stilmittel des Horrorthrillers und des Mystery-Romans zu eigen macht, um zeitlose Parabeln zu schaffen. Ging es in «Die Spur des Teufels» um Schuld und Sühne in Coldhaven, einem Fischernest an der schottischen Ostküste, und in «Glister» um Kinder, die aus einer chemisch verseuchten Küstenstadt verschwinden und vermutlich bestialisch umgebracht werden, so spielt «In hellen Sommernächten», der Roman, den wir heute auszeichnen, auf einer norwegischen Insel am Polarkreis. Im Original heisst das Buch übrigens – weit weniger harmlos als im Deutschen – «The Summer of Drowning», der Sommer des Ertrinkens.

Auf der Insel Kvaløya lebt die junge Liv unentschlossen vor sich hin. Sie ist mit ihrer Mutter, einer bekannten Landschaftsmalerin, hierhin gezogen und bleibt weitgehend sich selbst überlassen, während die Mutter sich ganz ihrer Kunst widmet. Doch dann ertrinken kurz nacheinander zwei Brüder aus ihrer Schulklasse. Was ist da geschehen? Sind sie vielleicht durch eine Huldra zu Tode gekommen, einen bösen Geist, der nach einer alten nordischen Legende die Gestalt einer schönen Frau annehmen kann? Liv könnte sich das vorstellen, denn sie hat die beiden Brüder kurz vor deren Tod mit ihrer Mitschülerin Maia gesehen. Der Legende vertraut sie übrigens deshalb, weil Kyrre Opdahl, ein schrulliger Inselbewohner, der sich weit mehr um sie kümmert als ihre eigene Mutter, sie ihr erzählt hat. Und ihr Verdacht wird stärker, als ein neuer Bewohner namens Martin Crosbie in der Nachbarschaft einzieht. Liv bricht bei ihm ein und entdeckt auf seinem Computer Fotos minderjähriger Mädchen, darunter auch solche von sich selbst. Als sie Martin schon bald darauf Hand in Hand mit Maia beobachtet, ist für sie klar, dass er das nächste Opfer der Huldra sein wird.

Liv erzählt diese Geschichte als Ich-Erzählerin aus zehnjähriger Distanz. Es ist einerseits eine klassische Spukgeschichte in der Tradition von Henry James' «The Turn of the Screw», einem Lieblingsautor John Burnside's, andererseits aber auch ein raffiniertes, vielschichtiges Spiel mit ebendiesem Genre. In diesem

Licht ist auch der Titel des Romans zu sehen: Gewiss, die beiden Brüder ertrinken, aber auch Liv ertrinkt in ihrer Geschichte, und wir Leser drohen in den Strudeln des Romans zu ertrinken. Burnside legt mit Lust und List, vor allem aber mit ungeheurer Sprachmacht verschiedene Fährten. Sind Liv und die Huldra vielleicht nur eine Person? Träumt die eine die andere? Was ist Wirklichkeit, was vollzieht sich in den piranesischen Kerkern der Angst? Und welche Rolle spielt in der ganzen Geschichte Livs Mutter? Ist sie wirklich nur die sanfte, der Welt abgewandte Künstlerin, als die Liv sie sieht oder sehen will? Diese Fragen stellen wir uns beim Lesen des Romans unentwegt. Er überzeugt uns durch seinen Beziehungsreichtum, durch seine sinnliche Intensität, seinen magischen Realismus. Wir bewegen uns in einem zutiefst verwirrenden Sommernachtstraum durch glühende Tage und schlaflose Nächte. Wir lauschen der Geschichte, die Liv erzählt, aber wir sind nie ganz sicher, ob wir ihr auch glauben dürfen.

Gegen Ende des Buches stossen wir auf eine Schlüsselszene. Liv beschreibt das Bildnis, welches ihre Mutter von der verführerischen Maia gemalt hat. Die Erzählerin blickt in einen dunklen Spiegel und in ihre eigene beschädigte Seele, und wir tun es mit ihr. Unheimlicher, bannender kann Literatur nicht sein.

Als Liv ans Sterbebett des Vaters gerufen wird, den sie nie gekannt hat, zögert sie, bis es zu spät ist. Sie ist unfähig zum Mitleiden, doch sie spürt die Höllenqual über diese Unfähigkeit. Zwischen und hinter den Figuren des Romans in ihrer schuldhaften Verstrickung aber schwebt die Sehnsucht nach Erlösung, nach Erkenntnis, nach einem Sehen von Angesicht zu Angesicht.

«Summer of Drowning» ist in gewisser Weise ein Gegenstück zu Burnside's Roman «Glister». Dort hatten wir eine verpestete Industriebranche, hier haben wir die majestätische, unversehrte Natur des Nordens, dort die Geschichte eines Jungen, der mutig und allein einem Verbrechen auf die Spur zu kommen sucht, hier ein Mädchen, das unheimliche Geschehnisse und damit auch sich selbst erkundet.

In beiden Büchern verbindet sich ein spannender Plot mit einer komplexen Moral. Wir lesen Naturschilderungen von überwältigender Schönheit und lebhaft Dialoge. John Burnside ist ein geborener Lyriker, und auch wenn er eine unheimliche, verwirrende Geschichte erzählt, tut er das mit dem Blick des Dichters. Keiner seiner Sätze dient nur dazu, die Geschichte von A nach B zu bringen. Jeder hat seine eigene Farbe, sein spezifisches Gewicht, und daraus erwächst eine sonderbare, schwebende Atmosphäre an der Grenze von Wirklichem und Unwirklichem.

Zwölf Lyrikbände hat Burnside bisher publiziert. Sie zeigen den Autor als so wortmächtigen und musikalischen wie exakten Dichter, der die Welt hinter und zwischen den Dingen sucht. Dieses Bestreben prägt auch seine Prosa. Er schildert die Hölle in allen Farben und lässt doch eine Ahnung vom Paradies durchs Bild schimmern. Im Gespräch hat er einmal gesagt, eine Zeichnung des japanischen Künstlers Hokusai erfasse das Wesen eines Bambusrohrs besser als Tausende von Fotografien aus den verschiedensten Blickwinkeln. Dieser Satz umreisst seine Poetik exakt.

Werfen wir an dieser Stelle nochmals einen Blick zurück auf «Glister» und damit auf Innertown, ein imaginäres Kaff an der Küste Schottlands. Es ist öde und verseucht. Früher stand hier einmal eine Chemiefabrik. Was wurde in ihr hergestellt: Kunstdünger, Pestizide, Kampfstoffe? Wir wissen es nicht. Nur so viel ist klar: Die Gegend ist eigentlich nicht mehr bewohnbar. Graue Ruinen ragen in den verhangenen Himmel. Tote Bäume säumen die Strassen. Gespenstisch mutierte Tiere streifen durch die

Trümmer. Missbildungen bei Kindern, Krebserkrankungen, unerklärliche Depressionen häufen sich. Wer irgend kann, zieht weg von hier.

Aber das sind nur wenige. Die Alten hängen trotz allem an ihrer Umgebung. Die Fabrik war ihr Leben, und jetzt will sie niemand mehr haben. Die arbeitslosen Männer siechen dahin, trinken sich ins Delirium, terrorisieren ihre Familien. Die Frauen leiden oder laufen davon. Auch für die Halbwüchsigen ist Innertown die Hölle. Berufliche Perspektiven haben sie nicht. Sie vertreiben sich die Zeit im verseuchten Wald, ziehen in Banden umher.

Die Tristesse wäre schon übel genug, doch es kommt noch schlimmer: Immer wieder verschwinden halbwüchsige Knaben spurlos aus Innertown. Die Behörden behaupten, die Burschen seien einfach ausgerissen, um anderswo ein besseres Leben zu beginnen. Doch der einzige Polizist am Ort weiss es besser: Er hat zufällig einen der Jungen gefunden, gekreuzigt an einem Baum im Wald, grotesk geschmückt mit Lametta.

Einen gibt es indes, der sich mit den Zuständen in Innertown nicht zufriedengibt. Der 15-jährige Leonard ist Burnsides Erzähler und sein Alter Ego. Er hasst seine Mutter für ihre Untreue und ihren Egoismus, den Vater verachtet er als würdelosen Pflegefall. Sein Alltag ist trostlos. Aber er sucht Auswege. Er geht in die Bibliothek, liest sich fieberhaft durch deren Bestände, wandert mit offenen Augen durch die Welt. Inmitten der Zerstörung sieht er die Schönheit der Natur, ihre Kraft, sich auch unter den widrigsten Umständen zu erneuern. Das ist ein Leitmotiv bei Burnside. Und ein zweites kommt hinzu: das Schuldigwerden auch derjenigen, die eigentlich das Gute wollen.

Leonard ist ein widersprüchliches Wesen: sensibel, aber auch von kruder Promiskuität, neugierig und intelligent, aber auch Gruppenzwängen unterworfen. Als eine Jugendbande ausrückt, um einem Pädophilen eine Abreibung zu verpassen, geht er zuerst nur widerwillig mit, doch am Ende ist er es, der den hilflos am Boden liegenden Mann zu Tode tritt, weil er dessen Schreie nicht mehr ertragen kann und sich vor den andern beweisen will.

Dieser furchtbaren Tat zum Trotz begegnet uns Leonard in einer geisternen Welt als Rebell, der unser Mitgefühl hat, zumal er nach dem Verschwinden seines bestens Freundes tapfer auf die Suche nach den Mördern geht und am Ende selbst zum Opfer wird. Seine ganze Geschichte erzählt er, so bemerken wir am Ende, als Toter. Ein erzählerischer Kunstgriff, der uns auch in Philip Roths Roman «Empörung» begegnet und der weit mehr ist als ein technischer Kniff: In Burnsides Werk verbindet sich das Land der Lebenden mit dem der Toten. Der Autor stellt darüber hinaus auch in diesem Buch die Frage nach Schuld und Sühne so radikal wie kaum ein anderer Autor der Gegenwartsliteratur. Er erspart uns keine sadistische Verirrung, keine pubertäre Perversion. Doch diese sind kein Selbstzweck. Sie führen zu der Frage, was der Mensch ist und wie er ein anderer werden kann. Burnside schafft es, aus der Düsternis seines Buches ein leuchtendes Bild dessen erstehen zu lassen, was ein liebesfähiger Mensch, eine offene Seele, eine gesundete Natur sein könnten.

Das eingangs erwähnte autobiografische Buch «Lügen über meinen Vater belegt, dass Leonard in «Glister» zahlreiche Züge des Autors trägt. Auch Burnside hatte einen vom Whisky böse und irr

gewordenen Vater, vor dem er in die Wälder floh. Auch er entdeckte in der Gemeindebibliothek Dickens, Poe und Proust. Und Innertowns Vorbild ist die Stahlstadt Corby, wo der Autor früher lebte.

Auch Coldhaven, der Schauplatz des Romans «Die Spur des Teufels», hat seinen exakten Ort in der Biografie des Dichters. Es ist ein Fischerdorf an der schottischen Ostküste. Ein verwunschener Ort, in dem jeder jeden kennt. Vor hundert Jahren soll der Teufel einmal hier vorbeigekommen sein. Seither gilt das verschlafene Nest als verrufen. Die Einwohner fürchten und misstrauen einander.

Ausgerechnet hier, in einem grossen Haus auf einer Landzunge ausserhalb des Dorfes, wohnen die Gardiners: zugezogene Künstler, die glauben, sich in der Abgeschlossenheit selbst genug sein zu können. Im Dorf werden sie geschnitten oder gemobbt. Doch sie bemühen sich, ihren einzigen Sohn gegen diese Feindseligkeiten abzuschirmen und ihm vorzugaukeln, es sei alles gut.

Diese Taktik entspricht derjenigen des Sohnes: Er erzählt seinerseits den Eltern nicht, wie er in der Schule geplatzt und gehänselt wird, insbesondere von einem Quälgeist namens Malcolm Kennedy, der ihm über Monate auflauert, ihn verhöhnt, verprügelt und nötigt, Tiere zu quälen. Doch eines Tages fasst Michael eines Tages Mut, gegen seinen Peiniger anzutreten. Er lockt ihn unter einem Vorwand in einen Kalkschuppen. Dort stösst er ihn in eine mit öligem Wasser gefüllte Grube und macht sich davon.

Malcolm ertrinkt, und Michael hat das zumindest in Kauf genommen. Diese Schuld lastet nun, wie Burnside in subtilen Andeutungen zeigt, ein Leben lang auf ihm. Doch er spricht mit keiner Menschenseele über den Vorfall, seine Tat bleibt unentdeckt und ungesühnt. Das Leben geht weiter, er wird erwachsen. Aber eines Tages holt ihn unvermittelt die Vergangenheit ein. Er erfährt von einer Familientragödie im Ort: Eine Mutter hat ihre beiden kleinen Söhne und sich selbst umgebracht, indem sie ihr Auto in Brand gesteckt hat. Bei der Frau handelt es sich um niemand anderen als um die Schwester des durch Michael zu Tode gekommenen Malcolm. In Coldhaven geht das Gerücht, sie habe ihre Tat begangen, weil sie glaubte, ihr Mann sei der Teufel. Warum aber hat sie ihre vierzehnjährige Tochter Hazel verschont? Hatte diese vielleicht einen anderen Vater? Möglich wäre es. Denn vor fünfzehn Jahren hatte just Michael eine kurze Highschool-Affäre mit ihr. Er beginnt zu rechnen und verrennt er sich in die Idee, Hazel sei in Wahrheit sein Kind.

Er stellt dem Mädchen unauffällig nach, freundet sich allmählich mit ihm an, und als es bei Hazel zu Hause wieder einmal ganz schlimm steht, fliehen die beiden: sie vor der Schule und dem Vater, er aus seiner tristen Ehe. Ohne Plan bricht das ungleiche Paar auf und fährt im Auto quer durch Schottland, ins Nirgendwo, immer in vager Furcht vor der Polizei. Die beiden reden kaum, übernachten in billigen Hotels. Michael betrachtet seine Lolita nicht ohne Verlangen, rührt sie aber nicht an. Sie wird nicht klug aus ihm, wittert aber allmählich ihre Chance und tut sich mit einem Kerl vom Rummelplatz zusammen. Bald darauf ist sie unter Mitnahme von Michaels Auto und Brieftasche auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Nun erwacht Burnside's Held aus seiner Verblendung. Er beschliesst, zu Fuss nach Hause zu gehen, und während der Tage und Nächte, die er für die 150 Kilometer braucht, klären sich seine Gedanken. In Coldhaven findet er das Haus einsam und verlassen. Seine Frau und die Möbel sind weg. Es ist ihm recht so.

Dieser einsame Fussmarsch ist eine Schlüsselszene nicht nur dieses Buchs, sondern von Burnside's gesamtem Schaffen: Ernüchterung, Selbstüberwindung, Abschied, Aufbruch, Neubeginn, tätige Reue, das sind die Themen, die er immer wieder aufs Neue gestaltet. Und noch etwas bemerken wir: John Burnside schreibt Romane, die man auf zwei Ebenen lesen kann. Sie haben zwar eine komplexe Struktur, an der sich die Literaturwissenschaft die Zähne ausbeissen kann, aber auch einen packenden Plot, der eine grosse Leserschaft anzieht. Naturschilderungen von hoher Intensität wechseln mit lebhaften Dialogen, die Wucht des Geschehens wird austariert durch Reflexionen in sorgsamem, unaufgeregten Sätzen.

Burnside ist ein Sprachmagier, auch wenn er eine gewaltsame Geschichte erzählt, die sich um wenig liebenswerte Personen dreht. Und wie in aller wahren Kunst geht es auch bei ihm um den magischen Moment: «Ich begriff», sagt Michael in "Die Spur des Teufels", «dass diese beiden Empfindungen unzertrennlich waren, Angst und Erregung, Vorahnung und die verhaltene Lust, hier an diesem Ort zu sein, lebendig zu sein.»

Freuen wir uns, meine Damen und Herren, hier an diesem schönen Ort lebendig zu sein, und freuen wir uns, John Burnside zum Spycher-Preis beglückwünschen zu dürfen. Wir zeichnen mit ihm einen Autor aus, der eine genuine Begabung zum Erzählen mit eindringlicher Suche nach den grundlegenden Fragen der Existenz verbindet, einen Autor, der die Augen vor der Gewaltamkeit und der Absurdität des Lebens nicht verschliesst und der das Bedürfnis des Menschen nach Glück und Erlösung doch ernst nimmt, einen Autor schliesslich, der uns mit seiner Sensibilität und Sprachkraft auf so unaufdringliche wie eindringliche Weise wieder einmal zeigt, was die Aufgabe des Dichters ist.